

Dorfgeschichten [Schluss]

Autor(en): **Uhler, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Millionen, zu einem Giganten getürmt,
ist Brandung, die Felsen zerschmettert und stürmt!
Auf! Sprengt die klirrenden Fesseln entzwei!
Sieg! Freiheit! Und obs auch im Sterben sei!“

* * *

Die Nacht war heraufgeschlichen. Seltsam verhallten die Worte über den schwarzen See. Lange schweig der alte Mann in unjerer Mitte. Ich hatte herbe, scharfe Kritik erwartet, nicht aber den Jammer eines verzweifelnden Herzens.

„Das ist alles nicht wahr,“ sagte der alte Mann leise mit einer Betonung, die mich anwehte wie Winter und Eis.

„Das ist alles nicht wahr! Es gibt und gibt keine Menschen, die wahre Freiheit suchen, es gibt keinen Loren und Heiligen, der Freiheit für andere will! Zu nutzloser Irre wird unser Werden, ohne Ziel und Zweck unser ganzes Leben! Die Jugend glaubt und hofft — das Alter zweifelt — ich aber hasse das Menschen-dasein und verfluche die Stunde meiner Erzeugung! Hunger treibt allen Kampf! Hunger und Gier nach Gold! Was wollt ihr Glauben verheissen und Licht? Und Menschen, die einmütigen Sinnes wären? Ein jeder verheißt euch doch nur seinen eigensten Vorteil! Zehnmalzehn Parteien verkünden das Nämliche und zerfleischen sich

doch! Was reden sie denn von den ewigen Rechten der zehnmalzehn Parteien, statt einmal nur einen Finger zu rühren? O pfui über die Schmach, daß ein Werk, das mit Mut und Zuversicht begonnen wurde, an tatenlosen Parteigerede zersplittern mußte! Was wollen wir alle? — Freier atmen! — Nicht mit Worten, mit der Faust muß man sich Luft schaffen! Aber was nützt auch dies? Kaum hatten die Wenigen sich Raum errungen, so lockten sie den allesbegeisternden Meid herbei, daß er den erkaufeten, freien Fleck auf alle Lebenszeiten verpfezte . . .“

Wir versuchten, seinen Gedanken entgegenzustehen, wir versuchten von dem Glauben an die Jugend zu reden und davon, daß Erfahrung und Verzweiflung die Vielen einigen müsse; doch ungestümer nur wurden des Alten Anklagen und waren die Worte eines vor Altersnot Verschmachtenden, die wirr und wild der Welt das Gute absagten. Es waren die Hilferufe eines erschöpften Schwanes, der nachts über dem Meer flattert, der mit seinen weißen Schwingen schon die schaumgekrönten Wellenkämme streift und über und unter sich das unendliche Dunkel ragen und wachsen sieht!

Wie ein Kind mußten wir den alten Mann hinaufbringen in seine traurige Kammer und mußten an eines Verzweifelten Lager Wache halten, bis in den grauen Morgen — — —

(Fortsetzung folgt).

❧ Dorfgeschichten ❧

Von Marie Uhler, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Still und schön im Mondlicht lag die Heimat da, das große Feld von Linda, als Peter von ihr schied und über den Grünbuck gegen Rheinbad wanderte.

Im großen Gasthof dort leuchteten die Fenster; Stadtleute mochten eine fröhliche Nacht feiern. Feine Geigen spielten zum Tanze. Das hemmte Peters Wanderhaft und wühlte Schmerz und Qual in seiner Seele auf, daß er auf der Grenzbrücke stille stand, ins Wasser sah und weinte.

Auf den Wellen aber zog im Mondenlicht anmutig tanzend ein Ahornblatt. Dieses hatte eine geheime Macht auf den Peter, daß auch er weiter wanderte, immer mit dem Gedanken: Fort; sie heißen dich gehen! Dazwischen tanzte wieder das dunkle Blatt vor ihm her, und im Ohre klangen jene Geigentöne. Dann brannte wieder die Bibel vor ihm, und es war ihm, er wandere über sie hinweg in Schmerz und Qual.

So wanderte Peter nordwärts manche Tage lang. In den Nächten lag er in fremder Herberge. Den ganzen Tag über graute ihm vor diesen Nächten. Lag er schlaflos, dann stand das Heimweh bei ihm und drückte so schwer auf sein Herz, daß er zu ersticken meinte. Kam der Schlaf, so brachte ihm dieser schreckliche Träume; ein wildes Bild jagte das andere, und oft stand Peter mitten in einem gewaltigen Feuer, das verzehrend ihm näher rückte und näher.

Nach manchen Tagen ward Peterleins Seele müde von Not und Pein, und da wurde das Fieber über ihn Herr. Aber er fühlte sich wohler dabei, und sanfte Bilder umschwebten ihn.

Die Rheinwellen hielten ihn linde und kühl umfangen und trugen ihn zu einer dunkeln schönen Wiesenbucht, wo blaue Blumen blühten. Da stand sein Mütterlein wieder lebendig und grüßte ihn und hielt ihm die Bibel unversehrt entgegen. Aber sie legte die Bibel sanft ins feine Gras und nahm den Peter aus dem Wasser, und sie wanderten Hand in Hand leicht und froh auf den Grünbuck zu jenem Baume, wo eben tausend weiße Blüten aufgegangen. Aber der Blütenbaum und der Grünhügel sanken sachte in Nacht und Tiefe, Peter und sein Mütterlein schwebten allein über Wolken fort, weit, weit — wohin?

* * *

Als die Kinder des Dorfes in die Herberge kamen, um dem fremden toten Knaben den grünen Kranz mit den weißen Rosen zu bringen und das stille wehmütige Gesicht gewahrten, da weinten die Mägdelein in ihre Schürzen und die Knaben schauten gar ernsthaft darein. Die Leute begruben den Peter Lang von Linda in ihrem Friedhof über dem Rhein. Und das ist dort ein schöner Ort mit den Fliederbäumen und dunkeln Tannen und dem steten Wellengesang, schön zu allen Zeiten, ob Frühlingslüfte ziehen oder Herbstwinde wehen, im Morgenduft und im Abendsfrieden.

So schön ist der Ort, daß Peterlein, sah' er das alles, wieder in große Unruhe käme und nicht wüßte, sollte er soviel Schönheit malen, singen oder sagen.

Aber der Knabe Peter Lang von Linda hat nun die Ruhe.

III. Die Alten von Rheinbad.

Hansli Rot von Rheinbad hat auf seiner Weltfahrt weder Glück noch Stern gehabt und ist in späten Jahren todkranken Leibes in einem argentinischen Hospital gelandet. Doch strahlte in die letzte Zeit dieses Rheinbaders ein helles Sternlein: sein Schweizerland. Das kam in Träumen zu ihm mit den weißen Bergen, den blauen Seen und den goldwogenden Feldern von Linda. Der Rhein rauschte, und im „Goldnen Schiff“ von Rheinbad sangen sie froh: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin...“

Nach Hansli Rots Tod wanderte ein Brief über das große Wasser ins Rheinbad; darin stand geschrieben: „Ich, Hans Rot, Bürger von Rheinbad, vermache hiemit hundert Franken meinen Jugendgepielen, so sie noch lebig und lebend sind: Joh. Ephraim Rot Rosenstockens, Franz Rot, Küferlifranzensbub, und Hansjürg Rot Peraquiten, in der Meinung, daß sie das Geld in einem Tage verjubeln. Und wenn es also geschieht, denkt an einen, der nicht mehr heimkommen kann, an den

Hansli Rot, Weltsegler von Rheinbad.“

Im „Goldnen Schiff“ von Rheinbad tat die alte Wirtsfrau geheimnisvoll, wenn fremde Gäste von der Erbschaft wunderten. Da erzählte man bald zu Linda und weiter im Lande: Hunderttausend Franken hat Hans Rot, der Eisenbahnkönig von Feuerland, ins Rheinbad gesandt. Die Welt ist schlecht eingerichtet, zu den Dümmeften kommt das Glück.

Die aber die hundert Fränkeln empfangen, das waren drei alte ledige Knaben: Joh. Ephraim Rot, der Goethe-Erwecker und Philosoph, Hansjürg, der entgleiste Pfarrherr, und Franz Rot, der Australier. Der letztere ward also genannt, weil er noch in reifen Jahren nach Australien fahren wollte. Kam aber nur bis Zürich; da sandte ihn das Heimweh wieder zurück.

Es war ein köstlich Gefühl für die drei alten Knaben. Von ihnen erzählte man weit und breit; nicht hundert Franken, ein ganzer Goldquell kam ihnen entgegen, und in ihren Händen lag eine Macht; denn ganz Rheinbad lauerte auf die Gestaltung dieses Jubeltages, ein jeder begierig, sein Teil abzugewinnen.

Aber die drei Herren hatten ihre eigenen Pläne. Franz, der Australier, von der Größe des Augenblicks getragen, sonnte sich in patriotischen Gefühlen. In seinem Kalender standen die Bilder der Bundesväter zu Bern, die er so oft angeschaut, daß sie ihm ganz vertraut geworden. Und es war ihm, sie arbeiteten nicht nur für das gesamte Schweizervolk, sondern auch für ihn, den siebzigjährigen Küferlifranzensbub. So wollte er sie ins Goldene Schiff von Rheinbad zu seinem Fisch und edeln Weine laden, und es wäre ihm dann, er tafelte mit dem eigensten Vaterlande.

Der Goethe-Erwecker und Philosoph sah hingegen im Geiste ein gewaltiges Feuerwerk auf dem Grünbuck, daß es wie ein Wunder scheine im ganzen Lande und man frage, wer das erjonne.

Hansjürg, der entgleiste Pfarrherr, allein trug schlichten Gedanken. Ihm träumte von einem Fäßlein Champagnerwein, das sie selbdrift an verschwiegenen Ort im Walde hintrügen und dann tranken, immerzu, vielleicht, daß der Herrgott ihnen dann beim leeren Fäßlein ein jelig Sterben bereite.

Zuletzt aber einten sie sich auf den gemeinsamen Plan einer Rheinfahrt ins schwäbische Meer hinauf; dazu sollte sich ein jeder ein bejahrtes Fräulein laden.

Und Ephraim, der Philosoph, erwählte sich die Seelengret, also genannt, weil sie, einst jung und fein, alle Freier fortgewiesen: sie hätten keine Seele. Dann kamen die seelenlosen Burschen nicht mehr, und das Seelengretlein blieb einsam und alleine.

Franz, der Australier, schenkte seine Huld dem Estherlein, das ledig geblieben, trotzdem es ein lustig sein Weiblein war. Es hatte eben lange Jahre in einem Irrenhaus die Kochfrau gespielt, und es hatten ihm da manche arme Narren ihr Herz zu Füßen gelegt, daß Estherlein sich in Sacketen von der Liebe wandte und sie lange für ein närrisch Ding hielt. Im Rheinbad aber unter gesunden Menschen ist in ihr altes Herzchen eine heimliche Hoffnung gekommen, daß auch dem Estherlein noch etwas Liebesglück bestimmt sei. Drum leuchteten die Augen unter dem weißen Scheitel. Franz, der Australier, hatte eine feine Nase bei seiner Wahl. Hansjürg, der Theolog, aber hätte — sein Weinglas ist schuld daran — noch heutigen Tags kein Fräulein zur Fahrt; wenn sich die Odekolonne nicht frisch und frei gemeldet; denn das war ein resolut ledig Frauenzimmer, und sie trug ihren Namen Odekolonne, weil sie ein Kräuterwasser verkaufte, das nannte sie Eau de Cologne und war gut gegen alle Schäden des Leibes und der Seele.

Mit den drei alten Damen im Bund kam ein Zug in die Sache, weil in ihnen wie ein spätes Nöslein ein Stück Jugendhoffnung blühte. Und dies Nöslein wollte voll erblühen, Frost und Alter zum Troß.

Am Morgen des 20. September fuhr ein Schiff rheinaufwärts; das trug die drei seltsamen Paare. Ueber den Rheinwellen und den Uferhängen lag ein feiner Herbstnebel. Die leichten Wassertropfen setzten sich auch an die langen Spinnfäden, die sich um Mast und Seile des Schiffes woben, und als die Sonnenstrahlen kamen, da blitzten tausend feine Silberfäden auf, zum Zeichen, daß ein rechter Altweiber-Sommertag anrückte.

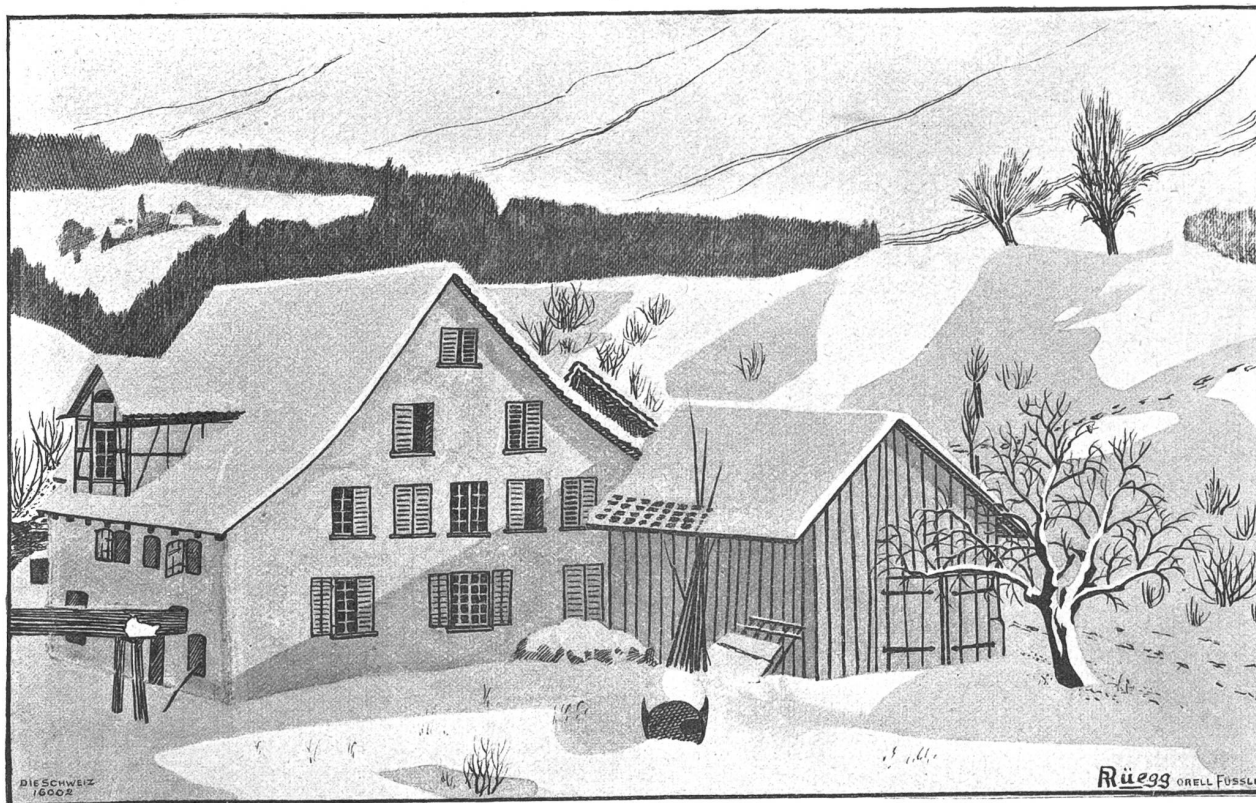
Und das also umwobene Schiff stach ins schwäbische Meer hinein, das sich in reiner Schönheit unter der Herbstsonne dehnte, scheinbar ohne Ende.

Jetzt tauchte aus Nebel und Wasser ein uralt Städtlein mit wunderlichen bunten Türmen. Da ließen die alten Leute das Schiff, das nun jecaufwärts der Sonne entgegenfuhr.

„Wir stehen auf römischer Reichserde deutscher Nation,“ sagte gravitatisch der Philosoph, und alljogleich setzte das bejahrte Trüpplein ein feierlich Gesicht auf, als laste drauf das ganze schwere Corpus iuris. Nur Hansjürg, der Pfarrherr, hatte ein weltlich Leuchten auf seinem feisten Angesicht. Das kam von dem feinen Dufte gebratener Fische. Diesem Dufte, der aus grüner Laube drang, folgten die Pilger, und es ging ihnen das Herz in Freude auf, wanderten sie doch mitten hinein in ein fröhlich Jugendland.

Denn da saßen wohl fünfzig junge Bursche aus dem Schweizer-Heimatland beim frühen Mittagsmahl. Es wogte und bligte in dem Kreise von gesunder Lust, und der greisen Wanderer hatten sie nicht acht.

Es stand aber der Jungen einer auf, ein schlanker Gefelle:



Tobelmühle (bei Zürich) im Winter. Nach Zeichnung von Robert Rüegg, Zumikon-München.

„Freunde! Ueber jenen grünen Hügeln liegt Schillers Heimatland. Laßt uns in seinem Gedenken singen: Freude, schöner Götterfunke . . .“

Und es fuhren die Jungen von ihren Sigen auf. Rein und schön klang über den See das Lied von der Freude.

Dem Philosophen Ephraim ward dabei wieder dichterisch traurig zu Mute: das Lied vom König in Thule kam ihm wieder auf die Lippen, und ein Tränlein rann über die alte Wange. Estherlein aber fühlte bei dem Singen eine solche Lust, daß es aufjauchzte: „Juhu!“ und Franz, der Australier, jauchzte mit, weil Estherlein es tat. Da wurden die Jungen ihrer alten Gefährten gewahr, und bald saßen sie beisammen, die blonden und schwarzen jungen Köpfe und die mit den Silberscheiteln. Da klang ein Lied ums andere, vom schwäbischen Fiedelmann, vom Heini von Steier, vom Knab' und dem Röslein und zuletzt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin . . .“

Dann brachen die Bursche auf; ein weiter Wanderweg lag noch vor ihnen. Aber mit ihrem Scheiden kam eine leise Traurigkeit über das weißhaarige Trüpplein. Wie verloren kamen sie sich vor. Beim Gesang hatte ein jeder seine Gedanken eigene Wege wandern lassen, und nun wollten sie sich nimmer zusammenfinden. Da beschloßen die sechs Leuten, es möge ein jeder den Nachmittag nach eigenem Willen gestalten und das Schiff sollte sie abends wieder vereinen.

Hansjürg, der Pfarrherr, war kurz entschlossen. Wo hatte ihm der Herrgott ein schöner Plätzchen bereitet als unter dieser herrlichen Laube beim roten Wein?

Anders der Philosoph, dem ein heimlich Feuer in der Seele erglommen war, fast wie damals, als er das Faustbuch im Lande verkünden ging. Hatte ihm da einer der jungen Schullehrer unter der Laube erzählt von einer Dichterin, die da weiter unten am See in ephreumsponnenem Grabe ruhe; auch sehe man dort in einem alten Schlosse Bilder der holden Frau Annette Droste. Annette Droste — das klang so fein und trostvoll in Ephraims Seele nach, daß er hinwandern mußte zu Bild und Grab der Dichterin. Das Seelengretlein aber stieg in ein Schiff, das westwärts fuhr, wo aus dem Wasser eine grüne Insel mit einem weißen Herzogs-schloß gleich einem Märchen tauchte.

Estherlein und der Australier zogen landeinwärts ohne Ziel und Plan, aber mit dem Gefühl, als käme es immer noch schöner.

Und Odekolonne, die alte Maid, wollte ihre eigenen Wege wandeln; denn es war ein Sturm in ihrer Seele. Hatte doch unter den jungen Lehrern in der grünen Laube einer gefessen, der den dunkeln Kopf ebenso leicht und froh getragen wie vor vierzig Jahren ihr treulosser Schatz, der Hansjakob.

Und als die Burschen gegangen, da war ihnen Odekolonne mit den alten Beinen in Mühlung und Zorn nachgeilt, weit auf den Berg, und die alte Geschichte stand wieder vor ihr und der Hansjakob, den die unbändige Wanderlust aus dem Rheinbad fort in die Welt getrieben. Da war vor vierzig Jahren zu ihrer Liebe der Zorn gekommen und hatte ihr manche böse Stunde bereitet.

Nun stand sie oben auf dem Berge über dem



Großmutter's Lieblingsplatz. Nach photographischer Studie von Carl Keller, Zürich.

schwäbischen Meere und sah ein weites weites Land und hörte in der Ferne den frohen Wandergesang der Bur-schen aus dem Heimatland. Da wurde das alte Herz mürbe, Verstehen und Verzeihen zog hinein und damit ein ganzer Festtag. Und die also geläuterte Maid setzte sich auf ein Bänklein und sprach philosophisch: „Ich alter Esel! Jung Volk muß wandern, du auch, Hansjakob!“

Sie schaute noch lange das weite stille Wasser und das weite schöne Land und ging mit dem Sonntag im Herzen abwärts zum alten Städtlein am See.

Indessen war der Philosoph Ephraim auf der Wall-fahrt zu seiner holden Dichterfrau. Es stand aber am Wege manches traute Gasthaus mit blinkendem Schild, daß Ephraim allfort einkehren mußte, um zu fragen, was sie von Annette Droste wüßten. Das war nicht viel. Drum mußte er ihnen von Annette künden, in glühenden Worten, und ihre Gestalt wurde dabei immer größer und schöner. Aber der Weg war so weit, ihr Schloß und Grab immer noch so fern und die Sonne schon im Sinken. Da hob Ephraim mitten auf der Straße seinen Zylinderhut und schwenkte ihn grüßend gen Westen und wandte sich zurück, woher er gekommen.

Im Städtchen am See aber kaufte er einen gold-glänzenden Becher, ließ ihn mit edelm Seewein füllen und ging mit ihm ans Wasser. Dort stand er und sah in die sinkende Sonne und leerte den Becher auf den Namen der Annette Droste. Dann warf er ihn ins schim-mernde Wasser, stand noch lange und fühlte sich König von Thule.

Und das Seelengretlein war in ihrem grünseidene-n Rock zur Herzogsinsel gefahren und war sich im Schiffe vorgekommen wie eine Prinzessin, die in ihr Reich zieht. Sie landeten an dunkel überschatteter Bucht zwischen zwei steinernen Löwen. Niemand sonst als die Seelen-gret stieg aus, und das alte grünseidene Fräulein stand allein zwischen fremden hohen Bäumen. Aber ein Reh schaute aus dem Dickicht; es kehrte sich und hüpfte einen Waldweg hinan, hinter ihm die Seelengret. So kamen sie zum Herzogschloß; das schloß, nur tausend Rosen blühten ringsherum. Da brach das alte Fräulein viel schöne Röslein und schmückte sich Hut, Gürtel und Schul-tern. Dann ging sie dem Tone eines feinen Riesels nach und fand zwischen Lorbeeren ein schlankes steinernes Mägdelein mit einem Krüge, aus dem der feinste Sprüh-regen kam. Hier bückte sich das Seelengretlein, und das steinerne Mägdelein ließ die feinen Tropfen über das grünseidene Fräulein rieseln, daß all die Rosenblüten von tausend Diamanten erstrahlten. Wie sich nun das feuchte grüne Rosenfräulein im Teich erblickte, da war eine Seligkeit in ihrem Herzen: ein Prinzeflein stand im Märchenland!

Sie ging weiter, neue Wunder zu suchen, und fand fremde schöne Blumen, herrliche Palmen und dazwischen marmorne Tische und Bänke und schöne nackte Men-schen von Stein. Ueber die stillen Wege hüpfen die Anseln, und kein Vöglein tat scheu oder floh vor der Seelengret. Als diese müde geworden, setzte sie sich auf eine Marmorbank unter Palmen und stellte sich vor, ihr Schatz mit der rechten Seele sitze neben ihr; dann

schief sie ein — lange — bis das Reth herzutrippelte und an den feuchten welkenden Rosen zu schnuppern begann. Da erwachte sie und sah das stolze Schiff zu den steinernen Löwen hinfahren. Jetzt ging sie und fuhr über den See zu den Gefährten.

Ueber weite Landwege wanderten der Australier und sein Fräulein. Sie kamen unter den summenden Mücken und heißen Sonnenstrahlen mit offenen Augen in leisen Schlummer. So meinten sie dann, weit und lange schon von der Heimat fort zu sein. Endlich umfing sie Waldschatten, und durch die Bäume lugte ein altes Herrenhaus mitten in einem dunkeln Teich, wo Seerosen blühten. Der Australier schritt mutig über die Brücke und zog seine Esther nach. Am Tore lehnte ein behäbiger Wirt; der führte die Gäste zu feurigem Wein und lud sie nachher in den großen Saal am Wasser, um eine Judenhochzeit zu schauen. Dort kam von den rot verhängten Fenstern ein seltsam feierlich Licht in das Zimmer, und Vorberbäume standen ernsthaft wartend um einen Baldachin. Dann flogen die Türen auf, und unter Lachen, Seidenrauschen und Blumenduft füllte sich der Saal mit vielen fremden geschmückten Damen und Herren. Ein seltsames Singen und Beten begann. Estherlein fühlte sich wie in einer Novelle. Aber auf einmal tat der Australier, als müßte er ersticken, stand auf und zog das Estherlein mit fort über die Brücke in den Wald hinaus. Da wurde er wieder ruhig, sah auf sein Fräulein und sprach:

„Estherlein, wir wollen auch heiraten!“ Aber die alte Maid tat erschrocken und meinte: „Ach, Australier, es ist nicht mehr der Mühe wert! Gernhaben kann man sich doch!“

Und nun wanderten die beiden zwischen den Tannen dahin und taten wie zwei junge Liebesleute. Manchmal

schaute das Estherlein verschämt zu den jungen starken Bäumen empor, was sie wohl dächten, die ohne Lieb und Leid nebeneinander standen.

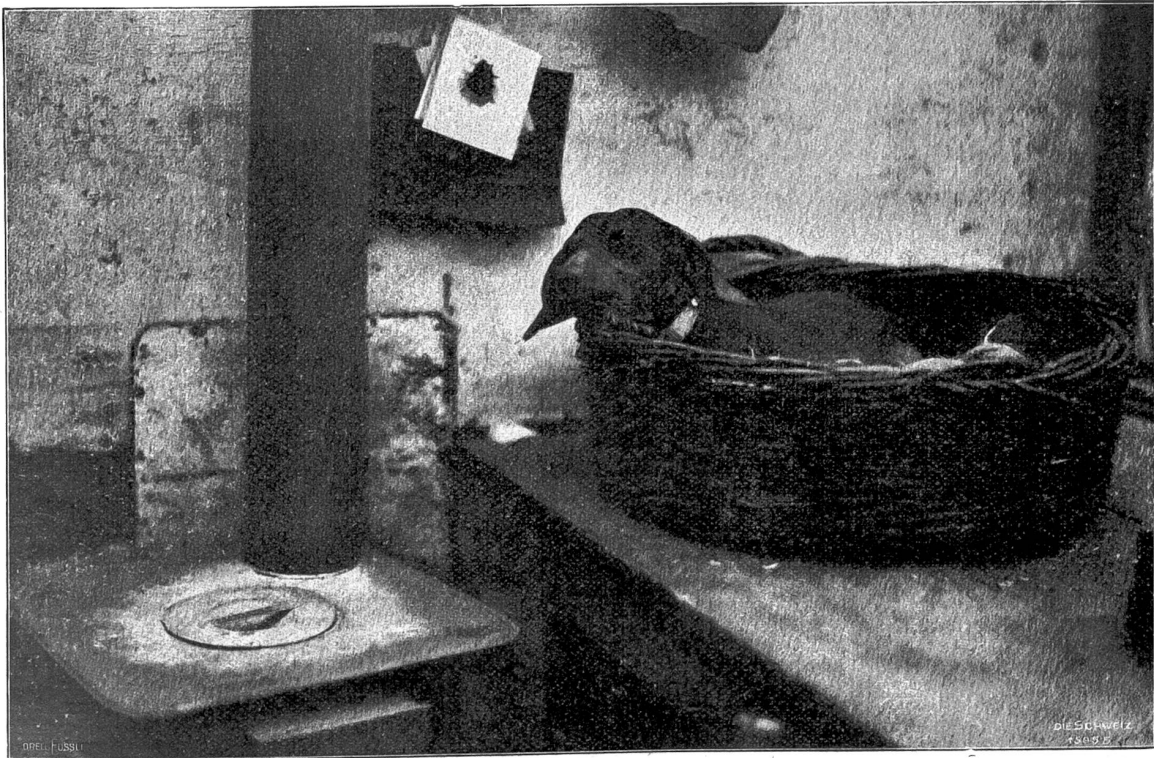
Dann hinkte ihnen ein Krämer entgegen und bot Land zum Verkaufe. Der Australier erwarb sich eine Mundharmonika und setzte sie an die alten Lippen, und da fing es drinnen an zu singen, als ob ein Junger darauf spielte.

Aus allen Fenstern im Städtlein schauten sie mit lustigen Gesichtern, als da den Berg herunter der Australier zog, mit dem schwarzen Seidenhut den Taft wackelte und spielte: „Was brauwest du, mein junges Blut . . .“ und nachher: „Sah ein Knab' ein Möslein stehn . . .“

Und das alte Estherlein marschierte stolz und selig daneben.

Und war dem geistlichen Herrn in seiner Laube die Zeit nicht lang geworden? Mit nichten! Wie ein alter Germane hatte er gezechet, bis sich sein Haupt zum Schlummer neigte. Da war er auf einmal wieder ein junger Student zu Tübingen, saß am Neckar in einer Laube und sang: „Mädele, Mädele, ruck, ruck, ruck . . .“ Alsogleich wogten blonde und braune Mädchenköpfe vor ihm auf und nieder, alle die, welche er geliebt und angebichtet hatte, und sie lachten. Aber die Mädchen wandelten sich in hundert kleine Engelein; die nahmen ihn und trugen ihn himmelwärts, allwo in hellem Licht Sankt Peter stand und daneben der schwäbische Fiedelmann, der ihm funkelnden Wein zum Willkommen bot. Er wollte den Becher greifen — da ertönte die Posaune des Erzengels — und er erwachte.

Das Schiff hatte gerufen, und um den Himmelfahrer standen seine Gefährten, der König von Thule, die Seelen-



Siesta. Nach photographischer Studie von Carl Heller, Zürich.

gret, Odekolonne und das australische Liebespaar, und sie führten ihn, der auf dem Boden des irdischen Jammertals noch keinen rechten Stand hatte, in das Schiff.

Wie die kleine alte Stadt am See in Nacht und Nebel sank, da nickte eins dem andern zu: „Es war ein feiner Tag; den danken wir Hansli Rot, dem Weltsegler!“

Und dann nahm der Australier die Mundharmonika und spielte lange und leise, bis er sah, daß Estherlein schlief und mit ihr all die andern. Da senkte er das weiße Haupt und tat ein Gleiches.

Das Schiff aber führte das müde greise Bäcklein heim ins Rheinbad.

Anna König.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Die Worte, die sich wie schreckgelähmt nur schwer von den Lippen lösen, werden unterbrochen durch das Knarren der Zimmertür, in deren niederm Rahmen eine hohe Männergestalt sichtbar wird, die mit dem Kopf fast den Balken berührt, und eine mürrische Stimme spricht: „Nun, kommt ihr auch endlich nach Hause? Am Mittag fortgehen und in der Nacht wiederkommen, das ist das Rechte! Man könnte ja meinen, die Erde hätte euch gefressen oder ihr hättet auf der weiten Welt nichts zu tun, als wie reiche Herrenleut dem lieben Gott den Tag zu fehlen und herumzustänkieren!“

Die große, etwas vorgeneigte Gestalt tritt aus dem Türrahmen heraus und kommt mit schlarpenden Schritten in den Hausflur. Im Dämmern, das allenthalben herrscht, kann man die Züge des Mannes nicht erkennen. Er schüttelt zornig an dem Wagengriff und sagt heftig zu Anna, welche die Decken zusammenrafft: „Gül' dich ein wenig und sorg, daß ich Kaffee bekomme; ich sollte doch meinen, es wär' bald an der Zeit! Dein Vater ist auch noch da, Mädchen, und ich denke denn doch, dem käme nach allem ein wenig Achtung und Aufmerksamkeit zu! Verstanden!“

Anna hat bei dem harten Gezänk zuerst verstört aufgeblickt und wie in stummer Abwehr die Hände geregt. Als sie merkt, daß der Knabe in ihren Armen aufschreckt und zu zittern beginnt, sagt sie heftig: „Gleich, Vater, sofort, Vater!“ Sie schreitet vorsichtig in die vielstirnige niedrige Stube und legt ihre Hürde auf ein dunkles Ledersofa, dessen weiße Knöpfe in dem Zwieliicht gespenstlich leuchten. Behutsam nimmt sie dem Knaben das Mützchen ab und schiebt ihm ein Kissen unter den schweren Kopf.

Mechanisch zieht sie dann ihre Jacke aus, und als sie den Hut von den schweren Zöpfen nimmt, da reißen die krampfartigen Finger heftig die Haare, als wolle sie durch einen körperlichen Schmerz gewaltsam sich loswinden von etwas Furchtbarem, das ihr ganzes Wesen in seinen unseligen Bann getan. Ihre schlanke Gestalt bäumt sich wie in hartem Kampfe, ungewollt zwingt sie herbor: „Laß mich, o, so laß mich doch!“ Dann fragt sie, verwirrt durch ihr Irrgespräch, laut und rauh: „Soll ich Licht machen, Vater?“ „Ja,“ zankt die grämige Stimme, „und das schnell!“

Als Anna die Lampe angezündet, großt er weiter: „Kreuzdonnerwetter noch einmal, schraub' sie doch nicht so hoch, sei auch ein wenig aufs Sparen; es kostet, weiß Gott, so alles genug! Du solltest mal jeden Groschen selber verdienen müssen und nicht das warme Nest und die vollen Töpfe haben, dann würdest du von selber nicht so großspurig tun! Und nun mach' den Kaffee und set' ein wenig Dampf dahinter und steh' nicht da und gaff so dumm wie ein Delgöke!“

Der Mann hat sich ungelent in einen altmodischen Lehnstuhl fallen lassen und hält nun seine Knie, auf die er ein buntes, großes Tuch zum Trocknen ausbreitet, gegen den Ofen. Sein Gesicht ist von einem die groben Züge in wulstigem Rahmen einsaffenden Barte bedeckt, der dem Kopf etwas Brutales, Erschreckendes gibt. Der ungesügte wilde Ausdruck des Gesichtes wird durch das graue, kurz und starr abstehende Kopshaar noch vermehrt. Die kleinen Augen sind rotgerändert und blicken unter buschigen Brauen suchend hervor, als möchten sie eine Gelegenheit erspähen, die überhüllige Kraft des auch im Alter noch starken Körpers in irgendeiner Weise zu verausgaben.

„Wo bleibt der Tabak, Anna? Hast ihn wohl vergessen über dem Jungen da?“

„Nein, Vater!“

Anna geht in den Hausflur und holt aus dem Wagen ein Päckchen. Des Alten mißvergnügtes Gesicht hellt sich nicht auf,

als sie es ihm reicht; fast ist es, als bedauerte er, seiner Geiztheit im Augenblick nicht weiter Luft machen zu können. Unstündlich öffnet er das Päckchen, beriecht seinen Inhalt und stopft sich bedächtig eine kurze Pfeife. Dann tut er einige tiefe passende Züge, hüllt sich schmauchend in eine Wolke von Rauch und fragt: „Nun, was sagt denn der Doktor? Ist dir der Mund zugefroren?“ Anna, die sich am Herde zu schaffen gemacht, stumm die Tassen auf den Tisch gestellt und Brot geschnitten hat, schreckt empor aus ihrer unruhigen Versunkenheit, und es schrillt in Klage durchs Zimmer: „Er wird ein Krüppel bleiben sein Leben lang!“

Der Alte stutzt bei dem wehen Klang der Stimme; dann entgegnet er heftiger passend: „Nun, da brauchst du doch nicht gleich so zu tun; an den Kragen geht's ja noch nicht, und ich meine, das hätt' ich dir doch oft genug schon gesagt, daß da nicht mehr viel zu machen: deswegen hättest du gar nicht die Doktoren um ihre verdammte teure Meinung zu fragen brauchen!“ Der Alte redet sich tiefer in seinen Aerger hinein: „Zum Donnerwetter noch einmal, hättest ruhig mit deiner Nase daheimbleiben sollen! Was hast du jetzt davon? Nichts als einen weitem Schmacken Geld heißt es nun ausgeben!“ Immer aufgebracht werdend setzt der Mann seine Pfeife ab, und seine Stimme klingt hart und drohend bei den weiteren Worten: „Aber das sage ich dir, Mädchen: Mir kommst du nicht mit den verfluchten Rechnungen; ich lasse mich nicht länger schröpfen, und wenn du für deinen feinen Prinzen so teure Aerzte befragst, dann sieh du auch zu, wo das Geld dafür herkommt, deine fürnehmen Gelüste schön zu bezahlen! Ich rücke keinen Pfennig mehr heraus, verstanden? Ich habe die Geschichte nachgerade satt und das gründlich! Nun weißt du, wie ich dazu stehe, und das klipp und klar! Verdammt auch!“

Anna hat während der zornigen, erbarmungslosen Worte unbeweglich am Tische gestanden, die Hand schwer auf die harte Kante gestützt. Sie sagt auch nichts, als der Alte, um Atem zu schöpfen, eine Pause macht, und schaut nur mit einem seltsamen Blicke den Vater an. Der aber begehrt von neuem auf und klopft, mit der Pfeife die besondern Worte scharf akzentuierend, auf das Holz des Lehnstuhls: „Ja, schau du nur, so lang du willst; mich machst du nicht kirre damit! Ich schweige nicht still; ich bin dein Vater und habe von Gott ein heilig Recht, dir alles und jedes zu sagen. Da magst du dich lange drehen und wenden; ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen, und du bist mir Dank schuldig, und ich sehe nicht ein, daß ich mir dir gegenüber einen Zwang antun soll“ — der Alte lacht höhnisch auf — „zum Donnerwetter auch, du, du...“

Da trifft den Alten wieder der rätselhafte Blick, der sein dunkel Besonderes aus einer bisher unerschlossenen Tiefe von Anna Königs Mutterchaft genommen. Der grauhaarige Mann schweigt plötzlich still und tut ein paar starke grimme Züge aus seiner Pfeife.

Als hätte Anna mit ihren feinsten Sinnen der Worte des Alten gar nicht gedacht, so spricht sie jetzt mit verschleierter Stimme träumend vor sich hin. „Er soll weißes Fleisch essen, Hühner und Kalbfleisch und Früchte!“

Der Klang der eigenen Laute scheint ihr ein Vergessenes in den Sinn zu bringen; sie geht plötzlich zu einem Wandschrank, nimmt zwei köstliche Orangen heraus, durchschneidet sie sorgfältig und preßt ihren Saft in ein Glas. Nachdem sie die Flüssigkeit mit etwas Zucker ungerührt, setzt sie sie an den Mund des Knaben, der mit halbgeschlossenen Augen dazulegen hat, den Ausdruck einer grenzenlosen Erschöpfung auf dem wächsernen Gesichtchen. Durstig schluckt Nubi den erquickenden Trunk, dankbar hebt sich sein blaues Auge zur Mutter; dann